Die Torturen der Fahrt wurden durch mancherlei Unfälle noch erheblich gesteigert. Und ohne diese ging es nun einmal nicht ab. Der harmlose Zwischenfall war eine „Entgleisung", wobei die Insassen des Wagens etwas unsanft auf die Erde befördert wurden. Wenn dabei die Glieder der Reisenden heil und ganz blieben, löste diese Episode oft schallende Heiterkeit aus. Etwas bedenklicher wurde die Sache, wenn mitten auf der Straße, fern von jeder menschlichen Siedlung, plötzlich ein Rad des Wagens brach.

Die Kenntnis der „Postordnung" des zu bereisenden Landes war für den Reisenden unerläßlich. Kaiser Josef I. hatte schon 1706 neben einer „Postordnung" auch eine „Instruktion für die kaiserliche Posten im Reich" erlassen, wonach den Posthaltern eingeschärft wurde, „wegkundige Personen" und keineswegs „Buben oder liederliche Leute" als Postknechte einzustellen, ferner die bestimmte Zeit „wohl zu observieren" und die Reisenden nicht zu übervorteilen. Allein diese Vorschriften wurden entweder gar nicht oder nur lässig befolgt. Als sich Kotzebue 1905 auf seiner Reise von Livland nach Italien in Driesen (Bezirk Frankfurt a. O.) auf die Verordnung berief, wonach der Passagier der Extrapost an den Orten, wo Pferdewechsel stattfand, höchstens eine Stunde Aufenthalt haben sollte, da entgegnete ihm der Postsekretär trocken, das Gesetz gelte nur dann, wenn Pferde da seien. Wer sich über solchen Schlendrian beschwerte, der wurde grob angeschnauzt; so dünkte es dem Posthalter billig, und wie der Herr, so der Knecht. Wo der Posthalter ruppig war, da zeigte sich der Postillon noch um einige Grad ungeschliffener und derber. Ist es zu verwundern, daß so ungehobelten Gesellen gegenüber der sonst so starke Geduldsfaden mancher Passagiere riß und daß sie den Postillon höchsteigenhändig durchprügelten? Wer konnte sich in seinem gerechten Zorn an die Postordnung des Kaisers halten, die „allen und jeden, so sich des Postreitens oder Fahrens bedienen", bei Strafe befiehlt, „sich aller andrer Drohung und Tätlichkeiten, als Schlagen und Verwunden gegen den Postbeförderern und den Ihrigen gänzlich zu enthalten". „Ja, der „Schwager" war nur selten so treuherzig und bieder, wie ihn Lenau schildert, und die mondscheinumflossene Romantik verblaßt gar bald im grellen Lichte der Wirklichkeit.

Hungerkunst bei Tieren.

Es ist schier unglaublich, was manche Tiere, darunter auch große Vertreter der Säugetiere, an Entbehrungen von Speise und Trank zu leisten vermögen. Manche Geschöpfe haben diese Tugend freilich ein für allemal von der Mutter Natur erhalten. Ein besonders berühmtes Beispiel für Hungerkünstler des Tierreiches sind die Schlangen. Weit merkwürdiger ist aber wohl die Tatsache, daß Tiere von riesenhaftem Körperbau, die sonst an eine reichliche Versorgung mit Nahrung gewöhnt sind, in manchen Gebieten auch unter höchst dürftigen Umständen zu leben vermögen und sogar ihren ständigen Aufenthalt in solchen Gegenden nehmen. Der Afrikareisende Stockley berichtet in einem Brief an die Zeitschrift „Field" über Nashörner im Somaliland, die lange Zeit ganz ohne Wasser auskommen, während man sich das Rhinozeros doch gewöhnlich in Sümpfen hausend vorstellt und dies Tier auch in großen zoologischen Gärten gewöhnlich in einem Gehege sieht, das mit einem künstlichen Wassertümpel versehen ist. Der Reisende hat in einigen Teilen der Landschaft Bur Dap Nashörner angetroffen, wo während der Trockenzeit über eine weite Fläche hin nicht die geringste Wasseransammlung vorhanden ist. Die Tiere müßten wenigstens 50 Kilometer wandern, ehe sie zu einem Trinkplatz kämen, und nur selten machen sie diese weitläufige Reise. Sie scheinen sich ganz darin gewöhnt zu haben, sich mit der Feuchtigkeit zu begnügen, die in den Blättern einer dort vorkommenden Aloepflanze aufgespeichert ist. Auch die Beisa-Antilope lebt in diesem Durstland und macht es ähnlich wie die Nashörner. Für den Genuß der Aloe scheint freilich ihr Gaumen nicht abgehärtet genug zu sein. Jedoch hat sie gelernt, in einer kleinen Art von Kürbissen einen gewissen Ersatz für Trinkwasser zu finden. Die Kudu-Antilope dagegen teilt sich mit dem Rhinozeros in den Tisch, der ihnen spärlich genug von den Aloe gedeckt wird. Man sieht daraus, daß die triviale Redensart „Der Mensch gewöhnt sich an alles" in gewisser Hinsicht auch für die Tiere gilt und daß sogar ein Nashorn, das sonst am liebsten bis an den Hals im Wasser steht, Heldentaten im Ertragen von Durst vollbringt, indem es mit dem in dieser Beziehung berühmten Kamel in Wettbewerb tritt.

Rühret nicht daran.

Von Emanel Geibel.

Wo still ein Herz voll Liebe glüht,
O rühret, rühret nicht daran!
Den Gottesfunken löscht nicht aus!
Fürwahr es ist nicht wohlgetan.

Wenn's irgend auf dem Erdenrund
Ein unentweihtes Plätzchen gibt,
So ist's ein junges Menschenherz,
Das fromm zum erstenmale liebt.

O gönnet ihm den Frühlingstraum,
In dem's voll ros'ger Blüten steht!
Ihr wißt nicht, welch ein Paradies
Mit diesem Paradies verloren geht.

Es brach schon manch ein starkes Herz,
Da man sein Lieben ihm entriß,
Und manches duldend wandte sich
Und ward voll Haß und Finsternis;

Und manches, das sich blutend schloß,
Schrie laut nach Lust in seiner Not
Und warf sich in den Staub der Welt,
Der schöne Gott in ihm war tot.

Dann weint ihr wohl und klagt euch an;
Doch keine Träne heißer Reu
Macht eine welke Rose blühn,
Erweckt ein totes Herz aufs neu.

Rätselecke.

Rösselsprung-Rebus.



Ausfüll-Rätsel.

S . e
S o . n e
D a m . i l d
S a . g e
I . n
. o . m . r . o .

Die Punkte nebenstehender Figur sind derart durch Buchstaben zu ersetzen, daß sechs Worte entstehen, von denen das längste links unten beginnt und im obersten Punkte (nach unten zu) seine Fortsetzung hat, genannt in ihm ein Gestirnwechsel (Zeitabschnitt) im Monat Juni.

(Auflösung in der nächsten Nummer.)

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer.

Visitenkarten-Rätsel: Polarforscher.

Verantwortlicher Redakteur: Jos. Grunau in Neuß.
Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.



Der Hausfreund.

Nr. 113. Gratis-Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung. 1910.

Klage.

Ach, ich kann ja selber kaum
All mein Leid ertragen —
Und soll meinen Brüdern doch
Noch ein Trostwort sagen.

Ach, ich kann ja selber kaum
Meine Tränen hindern —
Und soll doch mit heiterm Blick
Fremdes Elend lindern.

Hartes Los! — Das eigne Herz
Wund und schmerzzerrissen —
Und dabei im Liebesdienst
Lächeln noch zu müssen.

J. Pfeneberger.

Miliane.

Roman von Melati von Java

Aus dem Holländischen übersetzt von Leo Tepe Heemstede

12) (Nachdruck verboten.)

Leo ging von einem Saal zum andern und freute sich, daß alles so schön und trefflich gelungen war, und bei dem Gedanken, daß in einigen Wochen Miliane hier als Herrscherin thronen würde, klopfte sein Herz vor erhöhter Freude.

Ein herrlicher Duft von Grün und Blumen drang durch die offenen Fenster; der Park sah frisch aus mit seinem feuchten Grase und den tropfenden Blumen, worüber die Sonne ihr goldenes Füllhorn ergoß. Sein Gemüt war überall und seine Seele erhob sich in einem Dankgebet zu ihm, der alles, aber besonders sein Leben, so hell und schön gemacht hatte; das war der vorherrschende Gedanke, der ihr stets erfüllte.

„Mein Gott! sie nennen die Welt ein Tränental, aber ich habe nie einen Schmerz, nie eine Enttäuschung gekannt. Alles erfreut mich, alles stimmt mich zum Frohsinn. Warum bin ich so bevorzugt? Bin ich eine Ausnahme bei meinen Mitbrüdern? Werde ich auch einmal meinen Teil der unvermeidlichen Schmerzen und Sorgen tragen müssen, oder gehöre ich zu denen, die Dir dienen im Sonnenschein und nicht im Schatten der Nacht? O gib mir die Kraft, stark zu bleiben; lasse mich in der Finsternis Dich loben, wie ich Dich preise im Tageslicht!"

Plötzlich schauderte er zusammen; eine Wolke verdeckte die Sonne und der Park sah düster und wie verweint aus.

„Sie entbehren, meine Miliane! Würde ich das je verschmerzen?" fragte er sich selbst.

Aber die Sonne erschien wieder und Leo schüttelte seine Locken, und lächelnd verließ er sein geliebtes Kaprice, das fröhliche Sonntagskind, nur an den Augenblick denkend, wo er mit seiner Braut hier seinen Einzug halten würde.

Noch nahm er Abschied von seinem Lieblingspferd, von Rix, seinem schönen Hund, und dann begab er sich zu seiner Tante, ersuchte sie, ihrem Sohn, der noch unsichtbar war, seine Grüße zu überbringen, und während der Bediente Koffer und Plaid in den Wagen legte, sah er sich nach Gesine um.

Sie stand am Haupteingang, noch bleicher als gewöhnlich.

„Gute Reise, Vetter Leo," sagte sie tonlos.

„Ist das Dein einziger Abschiedsgruß?" fragte er neckend, „bedenke, daß ich eine große Reise mache in ein gefährliches Land. Wer weiß, ob ich wohl zurückkomme?"

Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„O rede nicht so!" bat sie flehend. „solche Dinge darf man selbst nicht scherzend sagen."

„Nun, gib mir einen Kuß! Das darf man wohl bei einer langen Abwesenheit. Ah, welche schöne Nelke hast Du da; gib sie mir als Talisman ins Knopfloch."

„Was hast Du an meinen Blumen? Trage sie von Miliane!" sagte Gesine; aber Leo tat, als wenn er es nicht hörte; er steckte die Nelke zu sich, drückte einen Kuß auf Gesinens bleiche Wangen und sprang fröhlich, ein Bild des Glückes und der Lebenslust, die Treppen hinunter und in den Wagen.

Sein lachendes Gesicht erschien noch einmal am Fenster und seine Hand winkte dem alten Haus und seinen Bewohnern einen Abschiedsgruß zu. Die Grauschimmel setzten sich in Bewegung, und so verließ Leo das Erbe seiner Väter, fröhlich, voller Hoffnung, ohne Angst und Sorge wegen der Zukunft.

Gerade wurde es wieder dunkel und floß der Regen in Strömen nieder.

Gesine drückte die Hände an die Augen und zog sich in ihr Zimmerchen zurück, während ihre Tante noch beim Frühstück saß und darüber dachte, wo „das Kind" doch bleiben möchte.

In der Stadt hielt der Wagen vor der Wohnung der Damen Wolson. Beide Schwestern waren zu Hause, als Leo eintrat; er hatte nur noch eine halbe Stunde Zeit, um von seiner Verlobten Abschied zu nehmen.

Nette ging in die Küche und ließ das junge Paar allein.

„Miliane," sagte Leo, „ich habe meine Sachen ins reine gebracht. Alles ist möglich in der Welt. Wenn ich nicht zurückkommen sollte," fügte er hinzu mit dem selbstbewußten Lächeln eines jungen, kräftigen Mannes, der sich selbst einstweilen für unsterblich hält, „so ist mein Testament fertig. Alles, worüber ich, ohne unbillig gegen Erich zu sein, verfügen kann, ist Dir vermacht."

„O Leo, rede nicht so, Du bist zu gut, viel zu gut! Ich werde es Dir nie lohnen können," schluchzte Miliane plötzlich.

„Rege Dich nicht auf, mein Liebling, oder Du machst auch mich weich. Da kommen mir Tränen schon in die Augen. Wie kindisch! Zehn Tage vergehen wie nichts und dann trennen wir uns nimmermehr!" —

Aber Miliane lehnte sich an Leos Brust und weinte; früher vergoß sie nicht leicht Tränen, aber in den letzten Tagen, wenn sie nur einen Augenblick allein war, fühlte sie sich namenlos unglücklich und fand nur im Weinen einige Erleichterung.

„Ich bin undankbar, sehr undankbar!" flüsterte sie, „ich werde Dich nie genug lieben!"

„Du liebst mich zu sehr, das beweisen diese Tränen. Komm, sei ruhig, vergiß diese kurzen Tage und denke an das lange Leben voll Glück, das unser wartet! Wo ist Nette, meine gute Schwester? Außer meinem lieben, teuren Weibchen bekomme ich noch eine so ausgezeichnete Schwester wie Annette, ich, der ich nie Brüder oder Schwestern hatte. Sorge gut für mein Bräutchen, Nette! Deiner Sorge ist sie wohl anvertraut!"

Lange und innig hielt er Miliane umfaßt, dann nahm er herzlich von Nette Abschied.

„Auf baldiges Wiedersehen! Sorge, daß Dein Brautkleid in Ordnung ist; für die Blumen werde ich sorgen. O ja, daß ich es nicht vergesse, übermorgen erwartet Tante euch beide auf Schönburg; sie hätte euch lieber schon morgen da gesehen, aber weil ich glaube, daß du Erich lieber nicht begegnest, habe ich sie ersucht, mit der Ein-

ladung noch einen Tag zu warten; er geht, glaube ich, morgen mittag fort. Adieu, Miliane, mein Leben, meine Lust! Gott segne Dich und vereine uns bald, um nicht mehr zu scheiden!"

Eine letzte Umarmung, ein letzter Händedruck mit Nette getauscht, und er war verschwunden; man hörte den Wagen davonrollen.

Nette räumte den Tisch auf. Miliane trocknete ihre Tränen, um sie gleich in der Einsamkeit ihres Ateliers um so reichlicher strömen zu lassen, und Gesinens Nelke, die Leo Glück bringen mußte, lag welk und zertreten auf dem Boden, von wo Antjes Besen sie am folgenden Tage zum Auskehricht befördern sollte.

18.

Nette merkte wohl, daß ihre Schwester noch anderen Kummer hatte als über die Abreise ihres Bräutigams; aber sie war nicht gewohnt, vertrauliche Bekenntnisse hervorzulocken, und tat daher, als ob sie Milianens Lustlosigkeit und rotgeweinte Augen ganz natürlich fände.

„Wie schmerzen mich meine Augen," sagte diese am Abend selbst, „ich habe heute den ganzen Tag geweint. Es ist ein Unglück, wenn einmal meine Tränen zu fließen beginnen, kann ich sie nicht mehr zurückhalten.

„Nimm ein Gläschen Wein, das wird Dir gut tun," rief Nette und schenkte ihr ein.

Miliane blieb den ganzen Abend mit den Händen als Schirm vor den Augen sitzen, denn das Licht tat ihr weh und sie sprach nur dann und wann ein Wort.

„Es gibt nichts, das so ermattet als Verdruß," sagte sie, sich erhebend, „ich gehe zu Bett, vielleicht wird mich der Schlaf erquicken; ich habe all meine Tränen vergossen, sonst begänne ich wieder von neuem."

Sie wollte sich entfernen, aber an der Türe sagte sie: „Nette, sei so gut und schreibe an Tante, daß wir nicht nach Schönburg kommen, ich bin nicht dazu aufgelegt."

Miliane schlief gut und stand am anderen Morgen erfrischt auf; sie besah sich im Spiegel, ihr Gesicht trug noch die Spuren des gestrigen tränenvollen Tages und war ein wenig blaß, aber ein fester Entschluß stand in ihren Zügen zu lesen.

„Er ist vorbei, der kurze Traum! Es muß ein Traum bleiben, ich kann nicht anders!" sagte sie, und niederknieend betete sie so aufrichtig als sie es vermochte, daß Gott sie stärken möchte, um den einmal aus freiem Willen gewählten Weg mutig zu wandeln.

„Er wird heute mittag abreisen," dachte sie, „ich sehne ihn nie mehr zurück, und nach Schönburg gehe ich nicht, so lange Leo fortbleibt. Heute will ich den ganzen Tag arbeiten."

Mit den besten Vorsätzen erschien sie also im Wohnzimmer. Nette war nicht zu Hause; auf dem Frühstückstisch lagen ein paar Briefe und ein Telegramm von Leo aus Paris, wo er diesen Morgen angekommen war. Gleichgültig musterte Miliane die Adressen, als ihr plötzlich eine Handschrift ins Auge fiel, die sie nur zu gut kannte, obschon sie dieselbe nur einmal gesehen hatte.

Ihr Herz klopfte ungestüm, als sie den Brief öffnete und darin nichts fand als diese Worte:

„Ich bin Fräulein Wolfon eine Erklärung schuldig über mein unverzeihliches Betragen an dem bewußten Abend. Ich glaube, daß meine Ehre mir gebietet, es wieder bei ihr gut zu machen. Wenn sie verhindert sein möchte, nach Schönburg zu kommen, so möge sie mir gefälligst mitteilen, zu welcher Stunde sie mich heute noch in ihrem Hause empfangen kann.

Keine Antwort wird für mich das Zeichen sein, daß ich Sie in Schönburg erwarten darf.

Hochachtend E. Hilverda."

Die mit so großer Mühe erlangte Ruhe verschwand beim Lesen dieser Zeilen.

„Er ist nicht abgereist, er will mit mir reden. Was hat er mir zu sagen? Wenn ich nicht komme, würde er es sonderbar, launisch finden. Wenn ich ihn hier empfange, wird Nette, die noch nichts ahnt, Verdacht schöpfen."

Eine geheime Stimme, die des Gewissens, flüsterte ihr zu, daß der Brief keine Antwort verdiene und daß sie auch nicht nach Schönburg gehen müsse, daß Erich eine so geringschätzende Behandlung wohl verdient habe, daß sie sich in Gefahr und Versuchung begebe, wenn sie nochmals seinen Worten Gehör verleihe; aber ihn nicht mehr sehen, vielleicht nie mehr, das war ihr ein unerträglicher, folternder Gedanke.

Sie war ja fest entschlossen, in keinem Falle sich etwas gegen Leo zuschulden kommen zu lassen, sie wollte Hilverda das Unpassende seiner Handlungsweise unter die Augen bringen, ihm

mit der ganzen Kraft des beleidigten Weibes erklären, daß sie nicht so leicht zu versöhnen sei, aber . . . sie mußte selbst über die schönen Vorsätze lächeln; wenn sie wieder vor Erich stand, das wußte sie ja, würde sie sich klein, schwach und nichtig fühlen.

„Nein," sagte sie aufstehend, „wenn Nette den Brief abgeschickt hat, so ist es ein Zeichen, daß ich nicht gehen muß. Ich antworte nichts und er kann gehen. Es ist besser so."

Nette kam nach Hause.

„Ist der Brief an Tante fort?" war ihre erste Frage.

„Noch nicht; ich meinte, es wäre heute noch Zeit genug."

Die Wahrheit war eigentlich, daß Nette Erich alle Zeit lassen wollte, abzureisen, ehe der Besuch abgemeldet war; sie fürchtete mit Recht, daß er nicht abgereist war, und hoffte nun, ihn dadurch, daß sie ihm im letzten Augenblick eine Enttäuschung bereitete, zu einer beschleunigten Abreise zu zwingen.

„Nun, dann werde ich ihr schreiben," sagte Miliane, und der Brief wurde nicht geschrieben.

Abends aber erhielt Nette die Mitteilung: „Wir wollen nun doch gehen!"

„Möge es Dich nicht reuen, Miliane!" sagte die ältere Schwester ernst.

Die jüngere wurde feuerrot. „Was meinst Du damit?" fragte sie verwirrt.

„Nichts mehr oder weniger, als ich sage," erwiderte Nette.

„Ich verstehe es nicht; warum sollte ich nicht tun, was Leo gerne wünschte?"

Nette sagte nichts mehr, und Miliane fragte nicht weiter. Ob sie einzusehen begann, daß ihre Schwester lange nicht so arglos war, als sie gemeint hatte?

Sie gingen also nach Schönburg, wo Frau Hilverda sie zum Mittagsmahl erwartete. Gesine saß still und fleißig wie immer in der Fensternische beim Arbeiten.

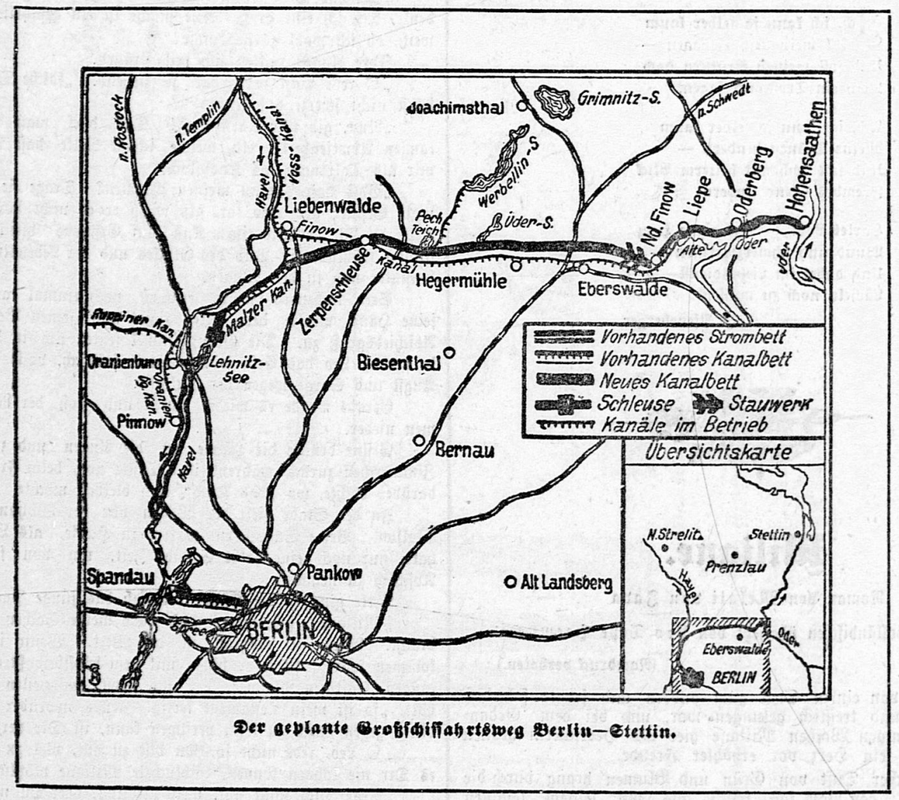
Hilverda war nicht da, und Nette seufzte schon erleichtert auf; aber Miliane wußte es besser.

„Mein Sohn ist noch nicht abgereist," sagte die alte Dame; „es kostet ihn viel, sich von Schönburg zu trennen, vielleicht für immer."

„Ich sehe nicht ein, warum das so sein muß," sagte Nette trocken.

„Er sagt es doch! O, er hängt so daran, und kein Wunder! Von Kind an ist er da gewesen, aber nun werden wir fort müssen."

(Fortsetzung folgt.)



Der geplante Großschiffahrtsweg Berlin—Stettin.



Von dem Schauplatz der neuesten Erdbebenkatastrophe in Süditalien.
Zeltlager für die obdachlosgewordene Bevölkerung von Calitri.

Bei dem letzten Erdbeben in Süditalien wurde die apulische Ortschaft Calitri besonders hart betroffen. Eine große Anzahl von Häusern brach infolge des heftigen Erdstoßes zusammen; viele der Bewohner wurden durch stürzende Trümmer erschlagen, die anderen retteten nur das nackte Leben.

Die Fahrt auf der deutschen Postschnecke

ist für viele von uns, trotzdem sie Ludwig Börne in einer witzigen Monographie verspottet hat, noch immer von einem romantischen Schimmer vergoldet. Man denkt an fröhliche Reisebilder von Moritz von Schwind oder an den gemütvollen Postillon von Nikolaus Lenau und an den sangesfrohen Schwager von Lonjumeau und beneidet die glücklichen Reisenden von Anno dazumal, wenn man, zur Fahrt gerüstet, einen rußigen Bahnhof mit all seinem Lärm und Trubel betritt. Und doch ist auch hier die alte gute Zeit ein Märchen, und wenn sich ein Reisender von heute die Galoschen des Glücks, die jeden Wunsch erfüllen, über die Füße streifte und sich plötzlich statt im Blitzzug im Ordinaripostwagen fände: er würde schelten und fluchen, wie es seine Ahnherrn getan haben. Bis weit ins 18. Jahrhundert hinein hatten, wie Dr. Alois Dreyer in einem reich illustrierten Aufsatz des Juniheftes von „Westermanns Monatsheften" erzählt, viele deutsche Postwagen kein Dach, und die Beiwagen entbehrten noch bis in die vierziger Jahre des verflossenen Säkulums jeder schützenden Bedeckung. Ja, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts besaßen die Postwagen nicht einmal Türen, und dem bedauernswerten Fahrgast blieb nichts anderes übrig, als auf einer Leiter den Kutscherbock zu erklettern. Wie er von da in das Innere des Wagens holtigierte, kugelte oder purzelte, namentlich wenn er etwas wohlbeleibt war, mag sich die Phantasie des geneigten Lesers selbst ausmalen